

(Nachdruck verboten.)

23]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von S. Cassierer.

Er lachte, dann ging er näher an sie heran und sagte: „Sieh 'mal, Polly, ich weiß ganz gut, Deine Mutter kann mich nicht leiden, wir müssen daher etwas thun; wir wollen zusammen auswandern. Du hast ja versprochen, nur mich oder überhaupt nicht zu heiraten. Und Deine letzten Worte zu mir lauteten: „Es wird ja noch alles gut werden, Jos.“

Das Mädchen wich zurück. Außer stande, noch weitere Ausschüfte zu machen, hatte sie das Gefühl, dieser Unterhaltung ein Ende machen zu müssen, und sie platzte daher mit der Wahrheit heraus:

„Ich will Dich gar nicht mehr heiraten, Josef Coney; ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann, der sein geregeltes Einkommen hat.“

Er ergriff sie bei der Hand und sah sie wohl eine halbe Minute fest an. Dann ließ er sie los und sagte nur:

„Du kleine Schlange!“

Er wandte sich und setzte seinen Weg nach dem Astyle fort. Polly konnte bei seinem Weggehen noch hören, wie er laut auflachte und vor sich hin murmelte: „Die kleine Schlange“.

Sie sah ihm eine Zeit lang nach; sie konnte und wollte es nicht glauben, daß dies das Ende ihrer Freundschaft sein sollte. Ihr Wunsch war jetzt erfüllt. Jos war weggegangen. Aber das Ende war so unerwartet gekommen, es hatte sich im Laufe einiger wenigen Minuten abgespielt, daß ihr ihre jetzige Lage jeden Zusammenhang mit der Vergangenheit verloren zu haben schien und auch die Zukunft nicht dazu passen wollte. Anstatt, daß sie beim Scheiden das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, mit sich genommen hätte, waren sie feindlich auseinander gegangen, und sie hatte sich Vorwürfe zu machen. Jos hatte sie sogar „eine kleine Schlange“ genannt.

Auf ihrem weiteren Wege suchte sie unterwegs ihr Gewissen zu beschwichtigen. Sie schalt Jos einen Atheisten. Es hätte doch zu nichts Gutem geführt, wenn ich einen Mann geheiratet hätte, der nicht auch zu den Methodisten gehört.

Ja, sie ging sogar so weit, an die Kinder zu denken, die doch dem ewigen Verderben hätten anheim fallen müssen, wenn ihr Vater solch' gotteslästerliche Anschauungen hatte (ihre Mutter hatte einmal hierüber mit ihr gesprochen); aber sie glaubte doch auch an ein allmächtiges Wesen, das aus schwarz weiß machen kann, und sie wußte recht gut, daß wenn für Atheisten die Hölle bestimmt sei, es ihre Pflicht gewesen wäre, Jos davor zu bewahren.

Zette öffnete die Thür, und Polly begab sich rasch nach oben, in ihr Schlafzimmer. Hier versuchte sie die schwarzen Flecke, die Jos' Finger in ihrer Hand zurückgelassen hatten, weg zu waschen; sie schienen ihr sagen zu wollen: „Du kleine Schlange.“ Ihr, die so lange in dem Bewußtsein, stets recht-schaffen gehandelt zu haben, gelebt hatte, war es sicherlich nicht angenehm, sich das sagen lassen zu müssen. In ihrem Köpchen suchte sie nach allen möglichen Gründen, mit denen sie ihr Gewissen beschwichtigen konnte, und immerzu hörte sie seine Worte: „Du kleine Schlange.“

Es wurde spät, aber sie ging nicht hinunter zum Abendbrot. Sie saß am Tische und suchte nach Gründen, um ihr Benehmen gegen Jos zu entschuldigen. Schließlich beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß, wenn sich Jos wohl auch in der nächsten Zeit unglücklich fühlen, er aber doch darüber hinweg kommen würde. Und sie nahm sich vor, sehr liebenswürdig gegen ihn zu sein. Sie wollte ihn jeden Sonntag zum Mittagbrot einladen, natürlich würde er kommen, ganz genau so, wie Onkel Cohn zu ihrer Mutter kam. Allmählich mußte ja auch er zur Einsicht kommen, daß sie nicht jemand heiraten konnte, der „keine Arbeit“ hatte und noch dazu jemanden, der kein Methodist war.

Mrs. Elwin kam nach oben, um das Gas auszudrehen, und begab sich dann in das angrenzende Schlafzimmer.

„Ausschlag?“ hörte Polly ihre Mutter verächtlich zu einem Kaufmann aus Algier sagen, der krank zu Bett lag. „Was

Ausschlag? Ihr fremdes Volk glaubt gleich zu sterben, wenn Euch ein Fingernagel weh thut. Von den Bettlaken hätten Sie ihn bekommen! Unsinn! Der Ausschlag kommt nicht von Ansteckung, sondern er liegt in der Körperkonstitution. Sie haben sich erkältet, als Sie gestern mit den Füßen im Wasser standen. Geschicht Ihnen ganz recht! Der Ausschlag kommt von Ihrer heidnischen Lebensweise. Der Ausschlag liegt in der Körperkonstitution.“

Hierauf öffnete Mrs. Elwin die Thür zu Pollys Zimmer und fragte sie:

„Warum bist Du nicht nach unten zum Abendbrot gekommen?“

„Ich hatte keinen Appetit“, antwortete das schöne Mädchen.

„Was fehlt Dir denn?“

„Ich habe Kopfschmerz.“

Mit ihren durchdringenden blauen Augen das Mädchen scharf ansehend, fragte sie: „Hat sich vielleicht William Ford schon erklärt, Polly?“

„Ach, Mutter, laß' mich heut' allein“, bat Polly. „Ich habe solche Kopfschmerzen.“

Mrs. Elwin war einst selbst ein junges Mädchen gewesen und wußte daher ganz gut, was das zu bedeuten hat. Sie verließ, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer und dachte bei sich:

„Die Sache ist in Ordnung, Polly wird mir es schon morgen beim Frühstück erzählen.“

Kaum hatte sich die Thür hinter Mrs. Elwin geschlossen, als Polly zu ihrer Kommode ging und daraus eine Schachtel nahm, in der mehrere Briefe von Joseph Coney lagen. Sie waren mit großen, ungeübten Schriftzügen, wie wohl ein Schuljunge schreiben mag, geschrieben; ihr Inhalt bestand aus Sätzen, die ganz gut aus einem Schulbuch abgeschrieben sein konnten. Als Polly sie las, merkte sie, daß er sich doch recht unglücklich fühlen mußte. Er schrieb „unglücklich“ mit einem großen „U“ und sagte in seinen Briefen, wenn der allmächtige Gott ihm nur Arbeit geben wollte, so würde er nichts weiter von ihm erbitten. Auch mußte sie sich bei der Lektüre dieser Briefe sagen, daß Jos doch kein Atheist war, denn in den Briefen sprach sich eine so große Ergebung aus, daß sie einem vollständigen Entfagen gleich.

„Armer Jos“, rief sie unwillkürlich und legte dann die Briefe in die Schachtel zurück, in der sich auch eine Photographie von William Ford befand.

Während sie noch mit dem Fortlegen der Briefe beschäftigt war, öffnete sie leise die Thür, und Zette trat ein. Das kleine Dienstmädchen trug einen kurzen Unterrock, der ihre nackten Füße sehen ließ, das Haar hatte sie in Lockenwicklern aufgerollt, was ihr ein komisches Aussehen gab; die Augen waren weit geöffnet und zeigten einen starren Blick, als ob sie eben erst aus einem bösen Traum aufgewacht wäre.

„Fräulein Polly“, rief sie leise, „Fräulein Polly, ich hatte jetzt eben solch' furchtbaren Schreck.“

„Nun“, fragte Polly, „was war's denn? Erzählen Sie doch.“

„Ich sah, wie Sie in Ihrem Sarge lagen. Huh, huh... Ach, waren Sie aber eine schöne Leiche, Fräulein!“

Polly schauderte.

„Gehen Sie zu Bett, Zette“, meinte Polly. „Das kommt von den dummen Geschichten, die Sie immer lesen, daß Sie solchen Unsinn träumen. Wenn Sie nicht gleich aufhören zu weinen, rufe ich Mutter. Sie sollten sich was schämen.“

Zette verließ das Zimmer und trocknete sich die Thränen mit ihrem Unterrock. Mit ihren nackten Füßen ging sie die Treppe hinunter nach ihrer Küche, in der auf einem Tische ein Licht, flackerte, neben dem Teller und Schüsseln, Löffeln und Pfannen standen und des Aufgewaschenwerdens harrierten.

Auf dem niedrigen Bette saß eine Ratte. „Huh“, schrie Zette, in die Hände klatschend. „Fort mit Dir, Du Mistzeug“. Die Ratte verschwand unter dem Bett, in dessen Decken Zette hineinkroch.

„Ich würde Fräulein Polly ganz gern haben, wenn sie mich nur nicht immer fortjücken wollte“, sagte Zette zu sich. „Es ist so unheimlich, hier allein in der Küche zu sein, und der Traum hat mir Angst gemacht. Ich wollt' nur mal

sehen, ob ihr nichts zugestoßen war. Sie ist aber immer so stolz.“

Inzwischen hatte sich auch Polly ausgezogen, und wie sie von Kindheit an gewohnt war, kniete sie nieder, um ihr Gebet zu verrichten. Aber die Worte wollten ihr nicht von der Zunge, und mitten im Satz blieb sie stecken. Sie hatte Jos nicht die Treue gehalten, und was noch schlimmer war, sie war auch nicht treu gegen den Gott der Methodisten gewesen. Wenn sie sich auch die Hände gewaschen hatte, die roten Flecke darauf riefen ihr doch zu: Du kleine Schlange! Womit sie auch immer später ihre Handlungsweise beschönigen wollte, unachtsamlich rief es ihr immer zu: „Du hast gelogen, Du hast ein Gelübde gebrochen“.

In dem angrenzenden Schlafzimmer lag der Kaufmann aus Algier und schnarchte. Es war wirklich traurig, in einem Hause, in dem Türken, Ungläubige und Keher ihr Wesen trieben, leben zu müssen und sich noch dazu als „Schlange“ zu fühlen.

„Ach Gott!“ begann sie von neuem ihr Gebet. Aber sie konnte es nicht weiter sagen.

Wo war Joseph Coney? Er hatte so blaß und hohlwangig ausgesehen und das Auge hatte er mit einem Taschentuch verbunden gehabt.

„Ach Gott!“ begann sie nochmals. Dann ging sie zu Bett, denn es war ihr unmöglich, das Gebet weiter zu sagen.

Im Hause war es nun ganz still geworden. Sie konnte das Ticken der Uhr hören und es schien ihr, als ob es sagte: „Du kleine Schlange.“ Ohne den Schlaf finden zu können, warf sie sich unruhig von einer Seite auf die andere, und die Uhr tickte immer weiter: „Schlange Du, Schlange Du.“

XVIII.

Jos ging die Straße hinunter, vor sich hinstreichend: „Die kleine Schlange“.

Er fühlte sich wie betäubt, und es dauerte wenigstens fünf Minuten, ehe er sich vergegenwärtigen konnte, was eigentlich geschehen war. „Die kleine Schlange!“ entfuhr es dem Gehege seiner Zähne. Dann brach er in dasselbe Lachen aus, das jetzt vor vier Wochen am Nelson-Denkmal am Trafalgar-Square die Schläfer aufgeschreckt und an den Säulen der Rational-Galerie einen Wiederhall gefunden hatte, ein Lachen, das keine Spur von Fröhlichkeit oder guter Laune in sich hat, sondern jene Bitterkeit und Verachtung, die ungerechter Behandlung entspringen.

Auf einmal erinnerte er sich Pollys letzter Worte: „Ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann, der sein geregeltes Einkommen hat.“

Er blieb stehen, denn die Eifersucht hatte sich seiner bemächtigt. Bis heute abend hatte er auf Polly zu sehr vertraut, als daß er eifersüchtig geworden wäre. Wenn er sie von ihrem Klassen-Veiter sprechen hörte, hatte er wohl manchmal gedacht: „Ich wünschte, ich könnte auch in der Münze arbeiten, wo's ja auch in stillen Zeiten regelmäßig Geld giebt“. Aber daß Polly ihn hintergehen würde, war ihm nie in den Sinn gekommen, denn er hatte sie stets als ein höheres Wesen angesehen, als ein Wesen, das weder eine Lüge sagen, noch ein Versprechen brechen könnte; und hierzu kam noch, daß ihre letzten Worte zu ihm gelaftet hatten: „Es wird ja noch alles gut werden, Jos“, und diese Worte hatte er sich immer und immer wieder in den frühen Tagen und Wochen wiederholt, in denen er keine Arbeit finden konnte. Die Worte hatten ihn auf den Trafalgar Square, in das Arbeitshaus und auch in das Gefängnis begleitet. Wenn er sie sich wiederholte, war es ihm so, als sähe er das schöne blonde Haar, die zierliche Gestalt und das bescheidene Gesicht des schönen Methodistenmädchens und höre sie sagen: „Ich werde nur Dich oder niemals heiraten.“ Dann hatte er in seinen Gedanken ein Bild von Tagen herauf beschworen, die ganz bestimmt später einmal kommen mußten, eine Zeit, in der er beständige Arbeit und guten Lohn dafür haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die 71. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

München, den 20. September 1899.

In München, der schönen Hauptstadt, tagt gegenwärtig (vom 17. bis 24. September) die Versammlung, welche alljährlich die Mehrzahl der deutschen Naturforscher und die hervorragendsten

Aerzte, deren Betätigung ja in unmittelbarem Zusammenhang mit den Wissenschaften von der Natur steht, zu gemeinsamem Gedankenaustausch zusammenführt. Vor 22 Jahren wurde die zahlreiche Versammlung ernst strebender Männer ebenfalls von der bahrischen Hauptstadt beherbergt, und jene Versammlung vom Jahre 1877 erweckte in der ganzen Welt die ungeteilte Aufmerksamkeit. Auf ihr spielte sich jener berühmte Streit zwischen Virchow und Hädel über die Stellung und Bedeutung der Descendenztheorie (Entwicklungslehre, Abstammungslehre) ab, der auch in den nicht wissenschaftlichen Kreisen mit größter Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Erblühten doch alle reaktionären Mächte in der Lehre Darwins den Ausbund abscheulichster Geistesverirrung und in ihrem Umsichgreifen die Vernichtung alles feineren Empfindungslebens des Menschen.

Da trat Virchow in München auf und verkündete, daß die Darwin'sche Lehre wohl eine gut begründete Hypothese sei, eine Hypothese, die durch viele Thatsachen gestützt würde, daß sie auch bei vielen Fragen mit großem Vorteil anzuwenden sei, daß jedoch noch sehr viel fehle, um diese Hypothese als fest begründete wissenschaftliche Lehre auszugeben, z. B. sei das Glied zwischen Mensch und Affe noch unentdeckt; und deshalb dürfe die Hypothese wohl auf den Hochschulen den Studierenden gelehrt, aber in den anderen Schulen nicht vorgelesen werden.

In den Jubel, den alle Dummköpfe anstimmten, erscholl schill hinein die scharfe Entgegnung, die der aus Jena herbeigekommene Hädel Virchow zu teil werden ließ. An drei Stellen, wo er Virchow persönlich angriff und ihm grobe Unwissenheit vorwarf, mehrfach weit übers Ziel hinausschießend, betonte er, daß eine Entscheidung des Lehrstoffes in der von Virchow gewöhnlichen Art vollständig unmöglich und eines tüchtigen Lehrstandes unwürdig sei. Was der Lehrer auf der Universität gelernt, der Geist, den er dort in sich aufgenommen, bringt er in die Schule mit, und in dem Sinne dieses modernen Geistes muß sein Unterricht ausfallen.

Die Thatsachen haben Hädel recht gegeben. Die Descendenztheorie hat ihren Siegeslauf ungehindert fortgesetzt, und heute giebt es in wissenschaftlichen Kreisen keine Diskussion mehr über sie; sie gehört vielmehr zu dem gesicherteren Bestande menschlichen Wissens und menschlicher Erkenntnis. Freilich herrscht in wissenschaftlichen Kreisen noch viel Streit über einzelne Punkte. Die Annahmen, welche seiner Zeit Darwin machte, um die Triebfedern der Entwicklung in der Natur zu enthüllen, die natürliche Zuchtwahl durch Anpassung und Vererbung, werden heute vielfach nicht für ausreichend erachtet, und haben teils anderen Annahmen weichen müssen, teils sind sie durch Erweiterungen abgeändert worden. Aber die Thatsache der Entwicklung selbst bestreitet heute kein Mensch mehr, der Anspruch darauf erhebt, in wissenschaftlichen Kreisen ernst genommen zu werden und mitreden zu dürfen. Selbst die Kirche muß sich wohl oder übel mit der Thatsache abfinden. Unter den 24 Vorträgen, die in der Abteilung für Zoologie und vergleichende Anatomie gehalten werden, sowie in den Vorträgen aus dem Gebiete der Geologie und Paläontologie und den zahlreichen botanischen Vorträgen ist nicht einer, der nicht auf dem Boden der Entwicklungslehre steht, und auch in den Diskussionen, die sich an die Vorträge anschließen, kam sich kein Streit über den Umfang, in welchem die Entwicklungslehre anzuerkennen sei, erheben; sie ist vielmehr in unser Bewußtsein eingedrungen und zu einem festen Bestandteil unserer allgemeinen Bildung geworden.

Deutlich trat dies z. B. in dem Vortrag hervor, in welchem Professor Chun aus Leipzig über die Ergebnisse der von ihm geleiteten deutschen Leske-Expedition sprach. Er erzählte von den wunderbaren Organismen, deren pulsierendes Leben in allen Meeresschichten bis zu den tiefsten Tiefen von mehr als 5000 Metern gefunden wird, er schilderte die merkwürdige Form der Augen, die man hier vielfach neben ganz blinden Tierformen antreffte, und sprach von den rätselhaften Organen, die wegen ihrer Anordnung und der Anordnung der Augen in Beziehung zu diesen stehen müssen, obwohl sie ein Lichtstrahl bis in jene Tiefen dringen kann. Aber die Augen sitzen dem Tiere trotzdem; die erwachsenen rätselhaften Organe, welche die mit Augen versehenen Tiere besitzen, enthielten sich als Lichterzeuger, indem sie ein deutliches Phosphoreszenzlicht entwickelten, und mittels ihrer Augen können diese Tiere in dem von ihnen selbst erzeugten Lichte ihre Wege wahrnehmen. Die vielen jetzt noch lebenden Formen, die hier neu entdeckt wurden, sowie die vielen im Meeresschlamm eingebetteten, zum Teil vorweltlichen ausgestorbenen Formen, die aus dem tiefsten Grunde heraufgeholt wurden, ordnet sich in die allgemeine Entwicklungsreihe ein. Sie würden die Entwicklungslehre von neuem bestätigen, falls das noch nötig wäre; daß es nicht nötig ist, zeigt sich unter anderem darin, daß dies nicht einmal mehr für erwähnenswert gehalten wird.

Außer Chun konnte die Naturforscher-Versammlung noch einen andern Reisenden und Forscher auf fernem Meeren beglücken, den nämlich Norveger Frühlhof Hansen. Die Wissenschaft ist ja international, und daher ist es sicher nur zu billigen, daß der Vorsitzende der Gesellschaft, Admiralitätsrat Professor von Neumayer, Hansen, mit dem er persönlich befreundet ist, einlub, nach München zu kommen, und ihn hat, dort über die Ergebnisse seiner berühmten Expedition zu sprechen. Hansen, der für viele deutschen Vertreter der Wissenschaft freundschaftliche Hochachtung empfindet, kam dieser Bitte gerne nach, und gab in der ersten allgemeinen Sitzung, die am 18. September stattfand, einen kurzen Bericht über die Ergebnisse, die seine Reise

zu Tage gefördert. In mancher Hinsicht zeigt sich eine überraschende Uebereinstimmung zwischen den Resultaten, die Ranien im hohen Norden, in den arktischen Meeren gefunden, und denen, die von der deutschen Expedition unter Chun im hohen Süden, in den antarktischen Gewässern festgestellt wurden. Das Polarbecken zeigt ebenso wie das antarktische Meer ungeheure Tiefen, aber bis zum höchsten Norden hinauf fand Ranien auch in den größten Tiefen, genau wie Chun, noch organisches Leben, so daß er den Satz wagte: Es giebt wahrscheinlich keine Stelle auf der Erde, wo man nicht Leben irgend einer Art finden kann, die sich das Leben in irgend einer Form nicht erobert hat.

Daß den Fortschritten der Röntgenphotographie von der Versammlung Rechnung getragen wurde, ist selbstverständlich; Prof. v. Bergmann, der bekannte Chirurg, sprach in einem längeren Vortrage, betitelt: „Die Erregungseigenschaften der Radiographie für die Behandlung chirurgischer Krankheiten“ über die Anwendung der Röntgenphotographie in der Medizin, speciell in der Chirurgie.

Besondere Bedeutung sollte die Versammlung dadurch gewinnen, daß sie zu einer praktisch sehr wichtigen Frage Stellung nehmen sollte, der Frage der Zehn- und Hunderteilung der Zeit und des Winkels resp. Kreises. Der Anstoß geht von Frankreich aus, dessen Regierung für das nächste Jahr einen internationalen Kongreß zur Regelung dieser Frage nach Paris berufen hat. Eine Mathematiker-Kommission, zu der auch ein Geodät hinzugezogen war, hatte zu der Frage Stellung genommen und befürwortete sie durch ihren Berichterstatter Professor Meunier-Stuttgart sehr warm. Aber mit großer Enthusiasmie sprach sich der Berliner Astronom Professor Bauschinger, der durch Krankheit am Erscheinen gehindert war, in einem schriftlich eingesandten Gutachten gegen jede derartige Neuerung aus, die vom Standpunkt der Astronomie völlig zu verwerfen und für sie ganz unannehmbar sei. Auf zehn Jahre hinaus, meinte er, würde jeder Fortschritt, jede Fortschrittsstille stehen müssen, bis die ungeheure Arbeit der Umräumung aller alten Sternkarten und Sternpositionen geleistet sei.

Nicht ganz so absprechend äußerte sich der Münchener Astronom Prof. Seliger und der Direktor der Berliner Sternwarte Prof. Förster. An der Einteilung der Zeit wollten allerdings auch sie nichts geändert wissen, und ebenso sollte die gegenwärtige Einheit des Winkels, der Grad als der 90. Teil eines rechten Winkels beibehalten werden; die Zehn- und Hunderteilung des Grades aber ansstatt der gegenwärtigen Sechzigerteilung hielten sie für durchführbar.

In allgemeinen sprach sich die Meinung aus, daß man den Zehnteilungsfanatikern energisch entgegenzutreten müsse; doch war die Versammlung, die jedenfalls nur eine Infallsmajorität besitzen konnte, verständig genug, über die Frage nicht abzustimmen, sondern es wurde die Deutsche Mathematiker-Vereinigung gebeten, auf Grund der Debatte einen Bericht zu verfassen, der dem Reichskanzler zuzustellen ist, damit auf Grund desselben über die offizielle Beschickung des erwähnten Pariser Kongresses Beschluß gefaßt werden könne. Mehrfach wurde hervorgehoben, man müsse nach Paris gehen, um die Stellung der besonnenen Gelehrtenkreise in Frankreich gegenüber den unberufenen Fanatikern zu stärken.

Am Sonnabend wird der Kongreß geschlossen; bis dahin hat er noch ein reiches Arbeitspensum zu erledigen. Daß aus dieser Arbeit, speciell der hygienischen Abteilungen, viel Segensreiches für das Volk hervorgehen wird, ist leider nicht zu erwarten, so lange der Militarismus die Geldsummen verkölligt, die zur Durchführung aller als notwendig erkannten sozialen Maßnahmen gebraucht werden.

Bt.

Kleines Revueletou.

„gk. Heinrich Ibsen auf dem Präsentierteller“. Die Zeitschrift „Die Voal Buyer“ veröffentlicht in ihrer neuen Nummer neben einem wenig bekannten Porträt, das Ibsen im Alter von 40 Jahren darstellt, eine Charakterisierung des greisen Dichters aus der Feder eines scharfen Beobachters. Was er schreibt, ist zwar ein wenig hochfahrig, aber es ist allgemein drollig; der Beobachter selbst zollt übrigens dem Genie Ibsens durchaus Verehrung. Täglich bei Regen- und Sonnenschein wandert Ibsen die Karl Johans Gade in Christiania zum Grand Hotel hinunter, wem das Wetter besonders einladend ist, sogar zweimal am Tage. In solchen Fällen erscheint er pünktlich 1 Uhr mittags und abends 8 Uhr zum zweitenmal. Ibsen ist vor allem ein methodischer Mann. Sein Leben ist nach dem Modenschlage geregelt. Im Grand Hotel hat er seinen eigenen Tisch, von dem aus man den Garten überblickt, und in der Minute, wo er eintritt, stellt ein dienstbeflissener Kellner eine Flasche Brandy und eine Flasche Soda vor den Diener hin. Brandy ist Ibsens Lieblingsgetränk, und zwei Gläser des Liqueurs genügen ihm zu jeder Café-Sitzung. Mit großer Sorgfalt mischt er vorschriftsmäßig den Trank und nimmt von Zeit zu Zeit einen Schluck, mit solcher Regelmäßigkeit, daß man danach einen Zeitraum von 5 Minuten mit Sicherheit berechnen könnte. Früher hatte Ibsen seinen Platz im öffentlichen Café des Hotels, aber seine Freunde wollten ihn nicht nur von seinen Landsleuten, sondern auch von den reisenden Fremden, die im Hotel ihre Diners einnahmen, bewundert sehen, und so überredeten sie ihn, im Hotel selbst einen Platz einzunehmen, auf dem er gleichsam auf dem Präsentierteller sitzt, aber doch so weit abgefordert ist, daß er lästige Annäherungen oder ins Gespräch gezogen zu werden nicht zu befürchten braucht. Hat er seinen Sitz

eingenommen, so ordnet er geschäftig seine Zeitungen, Gut und Brille. Sechs Paar Augenläser werden in einer Reihe auf den Tisch gelegt. Für jedes Blatt, das er liest, legt er ein neues Paar Gläser auf, und jedesmal hält er inne, um sie zu säubern und gegen das Licht zu halten. Während er seine Zeitung liest und ganz in ihren Inhalt vertieft scheint, könnte ein aufmerksamer Beobachter aber entdecken, wie er für die Blide des Publikums durchaus nicht unempfindlich ist. Er betrachtet die ihr anstarenden Fremden sehr genau. . . Ebenso sorgfältig, wie Ibsen in seinen Wohnheiten ist, ist er auch in seiner Kleidung. Es würde eine Qual für ihn sein, wenn er entdeckte, daß ein Knopf an seinem Ueberrod fehle oder ein Fleck an seinem großen seidnen Hut zu bemerken wäre. Seine Anzüge werden aus feinem Tuch gemacht; sein Schneider ist der beste in Christiania. Er trägt immer einen Hut von metallischer Glätte. Seine Stiefel sind vom besten Leder. Ueberall trägt er Toilettenartikel bei sich, die er häufig, auch an öffentlichen Plätzen in Anwendung bringt. Nicht selten, wenn er an seinem Ausstellungsplatz im Hotel sitzt, zieht er angezogen einer kosmopolitischen Menge seinen Stamm und Würste aus der Tasche und blühtet liebevoll seinen berühmten weißen Vadenbart, streicht sich die ebenso berühmten weißen Pompadour-Loden, die aufrecht in der Luft stehen, etwas höher em. Er besitzt eine besondere Fertigkeit, seinen Hut mit dem Knebel seines Rodes glatt zu bürteln. Von Zeit zu Zeit hält er inne und sieht ernsthaft in seinen Hut hinein. Man glaubt ihn mit einem tiefen gesellschaftlichen Problem beschäftigt; aber es ist ein Irrtum: Ibsen betrachtet sich selbst, ein Spiegel ist nämlich auf dem Grunde seines Hutes befestigt, und Ibsen sieht darin, ob seine Kravatte in Ordnung ist. . . So wie aber der Dichter mit einem neuen Drama beschäftigt ist, ist das Grand Hotel und die ganze Welt für ihn vergessen. Er ist und lebt allein, und er bleibt für jeden Fremden unsichtbar. Er ist wieder ganz der Philosoph und Dichter, als den ihn die Welt kennt. —

c. „Cigarologie.“

„Sage, wie Du rauchst, und ein englischer Gelehrter wird Dir sagen, wer Du bist!“ — so muß die neueste Variation des alten Sages lauten. Die Grundzüge der neuen „Wissenschaft“ aber sind die folgenden: Ein Mann, der die Cigarre fest zwischen den Zähnen behält, unbekümmert darum, ob sie brennt oder nicht, ist ein zum Angriff geneigtes, berechnendes, genaues, um nicht zu sagen gefährliches Individuum. Ein Mann, der seine Cigarre bedächtig raucht, gerade genug um sie noch in Brand zu erhalten, der sie oft aus dem Munde nimmt und mit Vergnügen die blauen Ringe beobachtet, die er in die Luft bläst, ist ein zufriedener, gutmütiger, rechtschaffener Mensch. Wieder ein anderer Typus von Männern ist dieser: sie rauchen mit vielen Unterbrechungen, machen einen Zug und lassen dann die Cigarre liegen, benehmen sich überhaupt bei dem ganzen Geschäft sehr ungeschickt. Solche Leute haben einen unentschiedenen Charakter und lassen sich leicht durch äußere Verhältnisse bestimmen. Wenn ein Mann nervös an seiner Cigarre herumbastelt, sie auch ein wenig zerdrückt, so kann man ihn für einen Gecken, für eitel und frivol halten. Er hält unveränderlich seine Cigarre aufwärts, während ein furchiger, nachlässiger Mensch seine Cigarre senkrecht ins Gesicht steckt. Wenn jemand die Cigarre laut und beständig herumdreht, ist er nervös, aber sehr zäh. Jemand, der seine Cigarre nicht in Brand erhalten kann, ist — hochherzig veranlagt. Er hat eine lebhaftige Natur, man kann vertraut mit ihm umgehen, er hat eine geläufige Zunge und ist gewöhnlich ein guter Geschäftenerzähler. —

Kunst.

—hl. Peter Behrens, der eine Gesamtansstellung seiner Arbeiten bei Kellner u. Reiner veranstaltet hat, gehört zu den jüngeren Künstlern, die sich mit aller Entschiedenheit dekorativen Aufgaben zugewandt haben. Und bei ihm ist es keine bloße Laune, die einer gerade herrschenden Strömung folgt; seine ganze künstlerische Veranlagung zwingt ihn in diese Bahn. Er zeigt eine so ausgesprochene Begabung für die dekorative Linie, daß schon in seinen frühen Werken, den reinen Gemälden, die in ihrer Abicht noch durchaus nicht dekorativ sind, der Zug zur ornamentalen Linie durchbricht. Er hat früher einige Porträts gemalt; die Köpfe sind aber entweder ganz in Profil gesetzt und die Umrisslinien so scharf herausgehoben, daß sie den Charakter des Bildes beherrschen, und von einer malerischen Modellierung der Innenfläche ist so wenig gegeben, daß die Köpfe wie zwischen zwei Glasplatten flach gepreßt erscheinen — oder es sind, wie bei dem Porträt einer Dame, die sich fast voll aus dem Bilde herauswendet, Präzisionslinien in stark ornamentaler Behandlung im Hintergrunde und als Stoffornamente auf dem Umhang der Dame angebracht. Auch der Rahmen ist einbezogen in Behrens' Arbeiten, in einigen sogar in übertriebener Weise. In einer Reihe von Druckblättern, die auch wohl zeitlich nach den Bildern entstanden sind, erscheint diese Tendenz zu ihrem Ziele gelangt. Wenn der Künstler auch nicht darauf verzichtet hat, auch diesen Bildern einen symbolischen Inhalt zu geben, so ist der Gedanke doch künstlerisch rein durch die Führung der Linien zum Ausdruck gebracht; er hat von einer körperlichen Modellierung ganz abgesehen und nur mit scharf begrenzten farbigen Flächen gearbeitet. Er stellt einen Adler im Fluge dar, aber die Behandlung ist so ausgesprochen ornamental, daß sich das Tier ohne jede Störung für die Empfindung in die reinen Ornamentlinien, in denen Raubvogel und Wolken dargestellt sind, einfügt. Der „Sturm“

schreitet als kräftiger Mann, die Indernde Fackel hoch empor-schwingend, durch die Wolken: in den wogenden, vorwärts drängen-den Linien sind seine Umrisse das auffrebende Element, das dem Ganzen künstlerisch einen Mittelpunkt, einen Halt giebt. Die Linien-sprache von Behrens ist nicht sehr reich an Formen, und sie er-scheint oft nur als eine Variation, der „modernen“ Ornament-linie, wie die Belgier Van de Velde und Lemmen sie zu ihrer höchsten Feinheit entwickelt haben; aber sie ist stark bewegt und ausdrucksfähig. In den Farben entwickelt Behrens nicht gerade besondere Reize; gut stimmen jedoch die in einem besonderen Ver-fahren hergestellten Aquaralldruckblätter farblich zusammen. Wo der Künstler auf das kunstgewerbliche Gebiet übergeht und praktisch nutz-bare Dinge schafft, fällt ein gewisses Ueberwuchern der Ornament-linie auf, die oft, wie in den Porzellantellern, geradezu irritierend wirkt. Ferner tritt auch das Ornament noch mehr als eine ge-fällige Füllung der Lücken zu der Arbeit hinzu als daß es aus ihren konstruktiven Linien heraus erwächse. Am besten scheinen daher die Arbeiten gelungen, in denen es in erster Linie auf das Ornament ankommt, die Teppiche, und zwei hohe, schmale gleichmäßig bronzefarbene Paneele, in die die Gestalt einer Frau hineinkomponiert ist; vor allem das eine der letzteren, die Frau mit dem gesenkten Kopf, zeigt einen entzückenden Wohlklang der Linien. Behrens hat sich auf sehr verschiedenartigen Gebieten versucht, nicht immer mit gleichem Glück; tritt auch das Lustige, das Suchen nach dem feiner Natur Entsprechenden in einzelnen Fällen noch augenscheinlich her-vor, die hervorragende, heute so seltene Begabung für die orna-mentale Linie und das ernste Streben, von dem jedes seiner Werke ein Zeugnis ist, lassen von dem Künstler noch Bedeutendes für die dekorative Kunst erwarten. —

Aus dem Tierleben.

— Die Wasserramsel (*Cinclus aquaticus*) lebt in Mittel-europa und in den gleichen Breiten Asiens und Amerikas. In Deutschland sind Gebirgswässer ihre Heimat. Sie hat eine Länge von 19 Centimeter, der Schnabel ist 1,6 Centimeter, der Schwanz nur 4,8 Centimeter lang. Der Kopf ist bis zum Hinterhals erd-braun, im übrigen oberwärts aschgrau mit schwarzbraunen Feder-rändern, Baue, Kinn und Kehle weiß, die Brust rötlichbraun gefärbt, gegen den Bauch hin und über denselben ins dunkelbraune gehend. Der Schnabel ist schwarz, die Füße bläulichgrau. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen. Der Vogel, der Starengroße hat, ist eigenartig und hübsch zu nennen, er erinnert durch seine gedrungene Gestalt und seine Haltung, abgesehen von der Größe, an unsern Zaunfink. Die Natur hat diesem merkwürdigen Vogel mit reichen Gaben aus-gestattet. Er leistet in den Künften des Waten, Schwimmens und Tauchens Außerordentliches und er ist ein trefflicher Sänger. Unter allen bekannten Vögeln steht er in seiner Art einzig da: er verbindet die Eigenschaften eines Singvogels mit denen eines vollendeten Tauchers. Als solcher sucht er seinesgleichen, denn er schwimmt leicht, läuft und fliegt gleichsam unter dem Wasser, nicht im ruhigen, sondern im rasch fließenden, stürzenden Gebirgswasser. Er hat, wie die Familie der Taucher, ein dides, pelzartiges Gefieder, während die Füße die eines Singvogels sind, ohne eine Spur von Schwimmhäuten. Er wadet nicht nur im seichten Wasser, sondern geht bis an den Hals hinein, taucht in die brausenden Strudel der Sturzbäche und Wasser-fälle bis auf den Grund, schwimmt geschickt gegen den Strom und läuft ganze Strecken unter dem Wasser fort, so daß er oft an weit entfernter Stelle wieder zum Vorschein kommt. Ist das Wasser klar, so sieht man, wie er seine Flügel als Ruder gebraucht und wie er auf dem Boden des Gewässers läuft, als wenn er im Freien wäre. Der Flug ist reichend schnell in gerader Linie, aber sein wahres Element ist doch das Wasser. Da ist er stets lebendig, übermütig, das Bild leidenschaftlicher Luhrbe, überraschender Gewandtheit und reizender Anmut. Es ist eine Freude, diesem hurtigen, seltsamen Vogel zuzu-sehen. Am Ufer steht er stets auf einem etwas erhöhten Gegenstande, auf Steinen, auf Wurzeln oder Pfählen. Unter fortwährenden Wäk-lingen dreht er sich auf dem erwählten Plage umher, wobei er den Stumpfschwanz hoch empor richtet. Seine Verneigungen sind nicht wie beim Korkschwanz oder Notschwanzchen oder bei der Nachtigall und der Amsel, sondern richtige Knick: der Leib wird in der un-veränderten Haltung des Schwanzes und der etwas herabhängenden Flügel rasch hintereinander mehrmals senkrecht niedergedrückt und erhoben. Dann taucht er plötzlich wieder unter, im nächsten Augen-blick kommt er dort herauf, schwimmt gerade aus oder im Kreise herum, erhebt sich oder stürzt sich wieder kopfüber in die Flut, in den Schaum des brausenden Mühlrades. Die Wasserramseln sind ungesellige einsame Vögel, die in großen Entfernungen voneinander wohnen. Sie sind Reviervögel im strengen Sinne des Wortes. Ihre Individualität und Alleinherrschaft sieht im engen Zu-sammenhange mit dem Nahrungsbedürfnis. Ein Paar braucht für sein Dasein ein gewisses Gebiet, in dem kein Eindringling geduldet wird. Wohl aber lebt die Wasserramsel mit Eisvögeln, Ge-birgs- und Bachstelzen in Frieden. Ihre Einsieblernatur meidet die Nähe menschlicher Wohnungen mit Ausnahme der Wassermühlen. Zum Nestbau sucht sich unser Vogel eine Höhle am Wasser, am liebsten im Mäuschen, Toben und Schäumen der Bäche und Flüsse, in einer Felsenhöhle, in einem vom Wasser bespülten hohlen Baum-stamm, in einer Nische der Wasserstufe, nicht selten sogar in den Schwefeln lange stülpenden Räder oder unter Brücken. Der Gesang der Wasserramsel ist laut und abwechselnd, zwischen zwischern-

den, schmalzenden und halzenden Tönen kommen auch laute und pfeifende Strophen wie von klingendem Metalle vor. Die Lockstimme ist ein hoher heller Ton und klingt: zerb, zerb. Der dicke Federpelz macht, daß der Vogel im strengsten Winter die gute Laune nicht ver-liert und bei einem freundlichen Blick der Sonne seine Kehle er-schließt. Wunderbar war mir zu Mute, als ich zum erstenmal im Thale der Sium, im ehemaligen Kirchhofen, nahe der bairischen Grenze, in der Winterstrenge einen eigentümlich schlagartigen Vogel-gesang hörte. Es war im Januar, und das Thermometer zeigte 9 Grad Reaumur, die Strahlen der Morgensonne spiegelten sich glitzernd in den langen Eiszapfen des eingefrorenen Rades der Gebirgsmühle, da erblickte ich auf dem Geländer einer Brücke unseren besiedelten Wellenkönig, der sein Lied schmetterte, wie wenn's Maienluft wäre. Das thut außer ihm nur der Zaunfink. Die Nahrung der Wasserramsel besteht aus allerlei Wasserinsekten, Gasten, Mücken, Schnaken, Käfern, Wassermotten, Würmern und Larven, Fischchen und Laich, die sie laufend, springend und schwimmend erhascht. Auf der Futterjagd geht sie in der Regel langsam dem Wasser entgegen, wie die Bachstelze. Eine Lieblingsnahrung sind Flohkrebse; Steine, so groß wie eine Knabenfaust, werden mit dem Schnabel umgewälzt, und von der umgewandten Fläche pickt der Vogel hastig die kleinen Tiere ab. Auch in der Gefangenschaft ziehen die Wasserramseln das Nachtigallfutter der Fischnahrung vor und meiden im Frühjahr und Sommer letztere vollständig. Girtanner beschließt die Beschreibung unseres Vogels in der Gefangenschaft mit den Worten: „Der Gesang spielt bei der Wasserramsel eine hervorragende Rolle; sie singt nämlich zu allem, was sie thut. Nachts bei vollständiger Finsternis singt sie oft leise, wie träumend, einzelne Zeile ihres Liedes ab; sie singt badend und singt beim Fressen; singend geht sie munter in den Kampf mit ihresgleichen; singend macht sie ihre Toilette, und singend beschließt sie ihr sang-reiches Leben.“ —

Humoristisches.

— Poesie des Vaterhauses. Lehrer: „Oft wird auch das Adjektiv dem Hauptwort nachgestellt, besonders in der dichterischen Sprache. Wer weiß ein Beispiel?“
Der Sternwirtssohn: „Lanshub verdammt!“ —
— Reisevorbereitung. „Was wollte der Fürst eigentlich neulich auf der Wahnstation?“
„Hohheit treten demnächst eine größere Reise an und übten sich daher, den Salonwagen elastischen Schrittes zu verlassen.“ —
— Aus einem Schüleraussatz. „... aber nicht nur nützlich sein, sondern auch schaden thut der Hund, und zwar durch die Wut, das Hosenzerreißen und die Hundsteuer.“ —
(„Jugend“.)

Notizen.

— Das Gastspiel der Prevoſti am Theater des Westens beginnt am 26. September. —
— Dem Berliner Kunstgewerbe-Museum sind die bedeutenden kostümwissenschaftlichen Sammlungen Franz v. Lipperheides überwiesen. Zunächst ist die Kostümbibliothek übergeben und in dem Hause Flottwellstr. 4 aufgestellt worden. Es ist nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt die weitest vollständige Specialsammlung für das Gebiet der Kostümkunde; sie enthält in etwa 10 000 Bänden, 30 000 Einzelblättern und einer großen Zahl von Modelfiguren die gesamte Litteratur über das Kostüm und die Moden der älteren Zeiten und des 19. Jahrhunderts und bietet Kostümforscher, Zeichnern, Theaterdekorateuren und allen denen, die beruflich oder für besondere Zwecke Vorlagen und Studienmaterial über Kostüme suchen, vielseitige Belehrung und Anregung. —
— Leoncavallo hat eine Komödie geschrieben, die unter dem Titel „Am Weihnachtsabend“ auch in deutscher Aus-gabe erscheint. Die Uebersetzung ist von Emile Dürer besorgt. —
— Die Lehrstühle für Türkisch und Persisch am Pariser Collège sind aufgehoben worden, weil es seit längerer Zeit sowohl an Schülern wie an Lehrern fehlte. —
— Teilnehmer der russischen abessinischen Expedition durch das südliche Centralafrika haben am westlichen Ufer des Flusses Omo eine sich mehrere hundert Werst von Norden nach Süden hinziehende Bergkette entdeckt, die bisher der Wissen-schaft völlig unbekannt war. —
t. Ein elektrisches Rebehorn ist von einem kanadischen Ingenieur erfunden worden. Nach einer Mitteilung des „Engineer“ besteht es aus zwei Trichtern von Kupferblech, die im rechten Winkel gegen einander und in einem Abstände von 6 1/2 Fuß auf-gestellt werden. In jedem Trichter befindet sich ein Vibrator, der den Ton erzeugt. Je nachdem beide Hörner abwechselnd oder gleichzeitig in Thätigkeit gesetzt werden, können die Signale abge-ändert werden. Eine Reihe von elektrischen Magneten setzt die Apparate in Thätigkeit, während die Elektrizität in Form eines Wechselstromes zugeleitet wird. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 24. September.